

16 Die Gabe und das gute Zusammenleben

Marcel Mauss verband mit der Gabe neben einem ethnologischen Interesse die Hoffnung, grundsätzliche Erkenntnisse über die Bedeutung der Motive Großzügigkeit, Solidarität¹ und Altruismus für den einzelnen Menschen und dessen Leben in Gemeinschaft mit anderen Menschen zu erlangen. Angetrieben wurde Mauss in dieser Suche nicht ausschließlich von einem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse. Vielmehr beschäftigte ihn die Sorge, dass die genannten Motive in modernen Gesellschaften von einer Logik des berechnenden Eigennutzens verdrängt werden könnten. Mit ihnen, das zeigt Mauss in *Die Gabe*, würde dann auch eine wichtige sozialintegrative Praxis verschwinden.

In dieser Hinsicht betont Mauss, dass moderne Gesellschaften von ihren »archaischen« Vorgängern lernen können, wie mithilfe von Vertrauen – etabliert und ausgedrückt durch Gabenpraktiken – eine Form des Zusammenlebens entstehen kann, in der sich die einzelnen Mitglieder anerkennt, integriert und sicher fühlen. Moderne Gesellschaften wie das Frankreich des frühen 20. Jahrhunderts, in dem Mauss sein Leben als politischer Intellektueller verbrachte, könnten am Beispiel der archaischen Gesellschaften erkennen, dass die sprichwörtliche *Verausgabung* des eigenen Besitzes, der in demonstrativer Großzügigkeit in Form von Gaben an andere verteilt wird, Konflikten ebenso vorzuziehen sei wie die Etablierung langfristiger, stabiler Beziehungen der Befriedigung kurzfristiger Interessen vorgezogen werden sollte (vgl. ebd., 172).

Am Ende der vorliegenden Untersuchung kann nun festgestellt werden, dass die Gabe den Blick auf Praktiken und Beziehungen lenkt, die auch in modernen Gesellschaften von großer Bedeutung für ein gelingendes Zusammenleben sind, deren Relevanz aber nicht selten unterschätzt oder gar übersehen wird. Diese Feststellung soll im Folgenden mithilfe eines kurzen Überblicks über die erarbeiteten Ergebnisse gestützt werden.

1 Solidarität ist hier, das sei noch einmal wiederholt, nicht zu verstehen als Kampfbegriff, sondern im Sinne Durkheims als eine »objektiv bestehende Relation zwischen dem Ganzen und seinen Teilen« (Imbusch und Rucht, 2005, 24) und ein Bewusstsein für dieses Verhältnis (siehe Kapitel 4).

Erkenntnisse zur Prosozialität des Menschen

Im Anschluss an die Gabe lässt sich ein Menschenbild formulieren, das sich vom Hobbes'schen atomistischen Menschenbild unterscheidet, indem es zwei zentrale Komponenten des Menschseins betont:

1. Die fundamentale Abhängigkeit von anderen, und
2. die daraus entstehende Prosozialität, also die Vorstellung, dass die Neigung zur Kooperation und eben nicht die zur Konkurrenz, notwendigerweise im menschlichen Wesen angelegt ist.

Aufgrund dieser Abhängigkeit und den daran angepassten menschlichen Anlagen verspricht nur eine entsprechende, auf Zusammenarbeit ausgerichtete Sozialisation die Ermöglichung eines guten Lebens innerhalb der Gemeinschaft. Dazu trägt der Gabentausch bei, in dem die Akteure um die Notwendigkeit der Auseinandersetzung miteinander wissen. Sie zeigen die Bereitschaft, sich persönlich und unter Umständen auch im Namen ihrer Gruppe materiell und immateriell für die gemeinsame Sache einzubringen, um eine gewaltfreie Lösung zu ermöglichen.

Die Abhängigkeit von anderen macht ein Leben in Gemeinschaft notwendig, das prosoziale Wesen des Menschen und seine Bereitschaft zur Kooperation machen es möglich. Der Mensch ist von vorneherein nicht als unabhängiges Individuum und die Gesellschaft nicht als bloße Summe der einzelnen Individuen zu denken. Stattdessen sind die Einzelnen von ihrer Geburt an in ein Netz aus Abhängigkeiten eingewoben. Dieses Netz ist für den Einzelnen insbesondere während der Phase der frühkindlichen Entwicklung, in Momenten der Krankheit und der Pflegebedürftigkeit existentiell.

Unterschiedliche Untersuchungen zur Prosozialität des Menschen haben seit der Veröffentlichung des Essays *Die Gabe* (1924) in unterschiedlichen Disziplinen wie der Emotionsforschung, der Evolutionsbiologie, der Kleinkindforschung, der Neurowissenschaften und des Pragmatismus (vgl. Adloff, 2018, 75-103) gezeigt, dass Mauss' Verweis auf die Bedeutung von altruistischen, großzügigen und solidarischen Praktiken keine naive Überhöhung von Beobachtungen in archaischen Gesellschaften darstellt. So erklärt der Verhaltensforscher Michael Tomasello die menschliche Prosozialität als evolutionäres Ergebnis der Abhängigkeit der Menschen voneinander. Indem die Menschen einander bei der Jagd und der Nahrungssuche brauchten, wurde die Fähigkeit zur Zusammenarbeit bedeutend – das Gegenüber wurde notwendigerweise als Partner begriffen und nicht als Konkurrent (vgl. Adloff, 2018, 89 und Tomasello, 2014, 192).

Neben Michael Tomasello legen auch die Ergebnisse von Autoren wie dem Biologen Francisco Varela (bspw. Varela, 1988) oder dem Primatologen Frans de

Waal (bspw. De Waal und Suchak, 2010) nahe, dass die Selbsterfahrung von Individuen und die Fähigkeit zur Selbstreflexion ebenso von der Einbettung in eine Gemeinschaft abhängen wie die Entwicklung intelligenten Verhaltens von der Interaktion mit anderen (Adloff, 2018, 79f.). Menschen brauchen für ihre Entwicklung innerhalb der Gemeinschaft die Fähigkeit, empathisch zu agieren, die Perspektiven eines anderen einzunehmen und zu verstehen (vgl. Tomasello, 2002). Aus dieser Fähigkeit entstehen geteilte Intentionen und Kooperationsbereitschaft (Adloff, 2018, 88.).²

Neben einem Wissen um die Abhängigkeit von anderen manifestiert sich in den Praktiken der Gabe ein Bewusstsein für spezifische Eigenschaften vieler menschlicher Interaktionen. Während der Markttausch ein Austauschverhältnis etabliert, in dem eine Symmetrie, ein Ausgleich des Gegebenen und des Empfangenen vorherrscht, charakterisieren sich zahlreiche anderen Interaktionsformen durch nicht aufgelöste Überschüsse oder Defizite. Die empfangene Fürsorge durch die eigenen Eltern können Kinder in der Regel nicht »ausgleichen« und auch die Hilfe eines Kollegen im Arbeitsalltag lässt sich nur schwer quantitativ bewerten und in genau gleichem Maße zurückgeben. Im Sinne der Marktlogik würde diese Asymmetrie als Schuld gefasst, die, wird sie nicht beglichen, negativ wahrgenommen wird. Die Gabe zeigt hingegen Möglichkeiten auf, diese Asymmetrien nicht als einen zu beseitigenden Ausnahmefall wahrzunehmen. Angesichts der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinschaft sind Asymmetrien vielmehr omnipräsent und die Herausforderung liegt nicht in ihrer Auflösung, sondern darin, sie konstruktiv zu gestalten. Dies kann geschehen, indem die Gabe als Ausgangspunkt für die Bemühungen verstanden wird, Anerkennungsbeziehungen zu etablieren und Kooperationsmöglichkeiten zunächst zu eröffnen und dann zu ergreifen. Kooperation wird dabei nicht idealistisch oder naiv gedacht, sondern die Gabe greift Interessenskonflikte und andere Konfliktpotentiale auf und integriert Aushandlungsprozesse, die auf Grundlage der Gabe Vertrauen aufbauen. Gelingen diese Aushandlungsprozesse, wird das Vertrauensverhältnis vertieft und das soziale Band gestärkt.

Die Leistungen der Gabe für die soziale Integration

Gabenpraktiken führen in der Regel dazu, dass sich Menschen persönlich begegnen und sich zueinander verhalten, sich *ins Verhältnis zueinander* setzen müssen. Selbst in Situationen wie der anonymen Geld- oder Blutspende bleibt es notwen-

2 Diese Kooperationsbereitschaft, möglicherweise auch ohne jede Aussicht auf eine Gegenleistung, weist Tomasello schon bei Kleinkindern nach (vgl. Tomasello, 2014).

dig, sich die Bedürfnisse des anderen und die eigene Möglichkeit, einen Beitrag zu deren Befriedigung zu leisten, bewusst zu machen.

In archaischen Gesellschaften war die Regelmäßigkeit persönlicher Begegnungen notwendig, um Konflikte zu erkennen, zu verhandeln und beizulegen. Den äußeren Anlass zu diesen Begegnungen und die erste Vertrauensgrundlage bildeten die Regeln der rituellen Gabe. In modernen Gesellschaften werden viele dieser Begegnungen dadurch scheinbar irrelevant, dass funktionale Mechanismen wie Märkte und die Bestimmungen des Rechts das Verhältnis der Menschen zueinander in vielerlei Hinsicht festlegen und ihren Umgang miteinander strukturieren. Insbesondere der Markt ermöglicht einen Handel zwischen Menschen, ohne dass sich die Interaktionspartner auf das jeweilige Gegenüber voll einlassen müssen. Die zwischenmenschliche Interaktion wird auf die Aspekte reduziert, die für eine Handelsbeziehung notwendig sind. Als Marktteilnehmer bleibt die Leistung des Einzelnen für das Zusammenleben aller abstrakt, der eigene Beitrag lässt sich nur sehr begrenzt erfahren und einschätzen. Und auch eine Wertschätzung über die monetäre Bewertung der jeweils zum Markt getragenen Güter hinaus findet nicht notwendigerweise statt. Dieser Fokus auf die für den Markt wesentlichen Aspekte der individuellen Leistung führt zu einer Vereinfachung des Handels und steigender Effizienz aufgrund sinkender Transaktionskosten, schon alleine deshalb, weil Menschen unabhängig von der Stellung zueinander und von möglichen Sympathien füreinander ins Geschäft kommen können.

Marcel Hénaff macht mit Blick auf dieses Verhältnis von Gaben zu funktional ausdifferenzierten Sphären deutlich:

»Die Gabenbeziehung muss hinter die Handelsbeziehung zurücktreten, wenn es darum geht, auf gerechte Weise Güter auszutauschen. Diese Forderung hat ihr genaues Gegenstück: die Handelsbeziehung ist nicht in der Lage, die Menschen aneinander zu binden und kann das auch nicht beanspruchen. Gehen wir noch weiter: das Vertragsband ist nicht das soziale Band und darf es nicht sein« (Hénaff, 2009, 527).

Nimmt man diese Differenzierung ernst, so kann sie auch für die modernen Gesellschaften und die in ihnen beobachtbare Tendenz fruchtbar gemacht werden, Beziehungen jenseits der innersten Privatsphäre primär als Vertragsbeziehungen mit Rechten, Ansprüchen und Pflichten zu verstehen (Hénaff 2009, 527). Indem die Interaktion auf dem Markt minimiert wird, wird einerseits der *Reibungsverlust der Humanität* reduziert. Andererseits muss die Möglichkeit eröffnet werden, ein Bewusstsein für die eigene Stellung im gesellschaftlichen Ganzen zu entwickeln und als Mensch Anerkennung zu erfahren, die über die Anerkennung als Handelspartner hinausgeht.

Gabenpraktiken vollbringen sozialintegrative Leistungen, indem sie es Individuen ermöglichen, in einer Gemeinschaft akzeptiert und integriert zu werden,

sich selbst als Teil dieser Gemeinschaft wahrzunehmen, in der sie Wertschätzung und Anerkennung für die eigene Person und ihre Beiträge erfahren.

Diese Erfahrung kann nicht ausschließlich durch Vertragsbeziehungen gestiftet werden, sondern bedarf einer freien Begegnung von Individuen, die das Risiko der Zurückweisung enthält, vor dessen Hintergrund eine gelungene Interaktion besonders und wertvoll wird. Indem Mauss auf die Gefahr hinweist, die er im Verlust von Gabenbeziehungen sieht, versucht er einer Dynamik von sozialintegrativen Praktiken insbesondere in modernen Gesellschaften entgegenzuwirken, die die Soziologen Peter Imbusch und Dieter Rucht (2005) mit folgender Analogie beschreiben: »Denn mit der Integration verhält es sich wie mit der Gesundheit: Ihr Wert wird erst deutlich, wenn man sie zu verlieren droht oder sie bereits verloren hat« (Imbusch und Rucht 2005, 24).

Gabenpraktiken bewegen sich in gewisser Weise zwischen zwei Vorstellungen von sozialer Integration. Indem ein Bewusstsein für das Abhängigkeitsverhältnis des Einzelnen zur Gemeinschaft geschaffen wird, wirkt die Gabe zum einen sozialintegrierend im Sinne von *wertbezogenen Theorien*, wie sie beispielsweise Mauss' Onkel Émile Durkheim vertritt.³

Zusätzlich enthält die Gabe sozialintegrative Komponenten im Sinne von *Konflikt- und Anerkennungstheorien*,⁴ die grundsätzliche Spannungen und Ungleichheiten in Gesellschaften voraussetzen und soziale Integration im erfolgreichen Umgang damit verwirklicht sehen (vgl. Imbusch und Heitmeyer 2012, 11).

Das Eintreten in eine Interaktion mit dem Gegenüber – ob in Form einer »rituellen Eröffnungsgabe« in einem »agonistischen Gabentausch« oder durch die bloße Signalisierung von Verhandlungsbereitschaft – stellt Risiko und Vertrauensvorschuss gleichzeitig dar. Der Andere wird als Interaktionspartner anerkannt, seine Anliegen und Bedürfnisse ernstgenommen. Diese Vorleistung wird zur Grundlage der Aushandlung und in einem zweiten Schritt auch zur Grundlage möglicher Kooperationsformen:

»Riskantes Vertrauen ermöglicht also Kooperationsformen, die ohne diese Form des Glaubens nie zustande käme. Wir vertrauen dem anderen, wissen aber nicht, ob er oder sie das Vertrauen erwidern oder missbrauchen werden. Vertrauen hat so eine welterschließende und –transformative Kraft [...]« (Adloff, 2018, 99).

3 Neben Durkheim (1858-1917) gehören Autoren wie Adam Smith (1723-1790), die amerikanischen Pragmatisten John Dewey (1859-1952) und George Herbert Mead (1863-1931) sowie die Kommunitaristen Amitai Etzioni (*1929) und Charles Taylor (*1931) zu Vertretern wertbezogener Theorien (vgl. Imbusch und Heitmeyer, 2012, 11).

4 Als Vertreter dieser Theorieschule können Karl Marx (1818-1883), Lewis Coser (1913-2003), Ralf Dahrendorf (1929-2009), Helmut Dubiel (1946-2015) und Axel Honneth (*1949) gelten (vgl. Imbusch und Heitmeyer, 2012, 11).

Diese Kooperationsformen sind besonders dann relevant, wenn man demokratische Gesellschaften nicht im Sinne einer bloßen Unterordnung von Partikularinteressen unter einen gesamtgesellschaftlichen Konsens versteht, sondern als Ergebnis einer erfolgreich befriedeten und mit Regeln versehenen Auseinandersetzung um die Durchsetzung von Partikularinteressen von Individuen und gesellschaftlichen Gruppen (vgl. Dubiel, 1997, 138). Unter dieser Perspektive werden Konflikte nicht als Hindernis für eine funktionierende Gesellschaft verstanden, sondern als Grundlage für die Schaffung eines Verständnisses der Zusammengehörigkeit. Indem eine Form gefunden wird, Konflikten und unterschiedlichen Interessen Raum zur Aushandlung zu geben, wird das »unsichtbare Band zwischen den Gesellschaftsmitgliedern« gestärkt (ebd., 425).

Aktuelle Diskurse und die Position der Gabe

Seit einigen Jahren werden verstärkt Ansätze und Praktiken diskutiert, mit deren Hilfe ein Gegengewicht zu abstrakten, ausschließlich marktwirtschaftlich und rechtsstaatlich geprägten Gesellschaftskonzeptionen etabliert werden sollen, oder die zum Ausgangspunkt für neue soziale Utopien aufgebaut werden. Der Gabe wird in einigen dieser Diskurse eine wichtige Rolle zugeschrieben.

Die besonders mithilfe digitaler Technologien und sozialer Netzwerke entstandene *Sharing-Economy* setzt als Teil der sogenannten *Commons-Bewegung* beispielsweise mehr auf gemeinsame Nutzung und die Weitergabe von Dingen sowie das kooperative Zusammenwirken, als auf Besitz (vgl. bswp. Bradley und Pargman, 2017). Mithilfe der Anwendung der Gabe und insbesondere des vierpoligen *Paradigmas der Gabe* (vgl. Caillé, 2008), lassen sich die unterschiedlichen Praktiken der *Sharing-Economy* anhand der sie prägenden Motive analysieren und strukturieren. Caillé definiert in diesem Paradigma die Gabe als Handlung, die zwischen den Polen (*Eigen-*) *Interesse* und *Uneigennützigkeit*, sowie *Verpflichtung* und *Freiwilligkeit* osziliert (siehe Kapitel 6). Mit Blick auf die *Sharing Economy* zeigt sich dann die Notwendigkeit, stärker zwischen den unterschiedlichen Praktiken zu differenzieren. So zeichnen sich professionalisierte und hochgradig organisierte Bereiche der *Sharing-Economy*, wie beispielsweise das Wohnungsportal *AirBnB*, zwar einerseits dadurch aus, Besitz zu teilen und über die Besitzer hinaus für eine Vielzahl von Menschen nutzbar machen, andererseits wird dabei ein klar profitorientiertes Eigeninteresse verfolgt. Demgegenüber stehen Praktiken wie das informelle, lokale *Foodsharing*, dessen Fokus auf der gemeinsamen Vermeidung von Essensabfällen und dem freiwilligen, überwiegend uneigennützigen Tätigwerden für das Gemeinwohl liegt.

Und auch in die regelmäßige aufkommende Debatte um die Bedeutung von (individuellem) ehrenamtlichem Engagement für den sozialen Zusammenhalt (vgl.

bspw. Klie und Klie, 2018, 43) lässt sich mithilfe der Gabe eine neue Perspektive einbringen. Sie lenkt die Aufmerksamkeit auf ein breiteres Spektrum an Praktiken, als dies beispielsweise der Begriff des *zivilgesellschaftlichen Engagements* vermag. Unter *dem Ehrenamt* oder unter *zivilgesellschaftlichen Bewegungen* werden Formen des Engagements betrachtet, die bereits zu einem gewissen Grad organisiert und institutionalisiert sind. Die hier formulierten Erkenntnisse mit Blick auf die Wirkungen der Gabe gelten für diese teilweise institutionalisierten Form gleichermaßen, wie für vollkommen spontane, oft alltägliche und unter Umständen nicht besonders reflektierte Gabepraktiken. Ein freundlicher, hilfsbereiter Umgang miteinander, der Ausdruck von Dankbarkeit und Anerkennung für die (Hilfe-) Leistung eines anderen oder der spontane Einsatz für einen völlig fremden Menschen können entsprechend ebenso als Gaben verstanden und in ihrer sozialintegrativen Bedeutung reflektiert werden, wie beispielsweise die regelmäßige ehrenamtliche Tätigkeit als Trainer in einem Sportverein.

Auch wenn die Gabe in diesen Debatten in den vergangenen Jahren als Begriff an Bedeutung gewonnen hat, wird bei der Diskussion der genannten Praktiken noch zu selten ein tatsächlich eigenständiges Prinzip der Gabe zugrunde gelegt. Dies ist einerseits verständlich, weil das Auftreten der Gabe oft eng mit spezifischen Traditionen und Werten verknüpft und nicht ohne Weiteres universalisierbar ist. Andererseits kann die konsistente Vorstellung eines, die unterschiedlichen Praktiken vereinenden, Prinzips der Gabe an dieser Stelle helfen, die Potentiale von Gabenpraktiken richtig einzuschätzen und entsprechende Argumente für die Förderung von aufkommenden bzw. den Schutz von bestehenden Gabenpraktiken vor einer Verdrängung oder Vereinnahmung durch die Prinzipien des Marktes oder Staates zu finden.

